

GERNOT GRICKSCH

KÖNIGSKINDER

Roman

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere ausgewählte Titel aus unserem Programm. Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Stichwort »Königskinder« an:
guteunterhaltung@droemer-knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe August 2011
Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe bei Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: Hafem Agentur, Hamburg

Umschlagabbildung: David Malan/Gallo Images/Getty Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-426-50543-4

2 4 5 3 1

Wir werden vom Schicksal entweder
hart oder weich geklopft.
Es kommt auf das Material an.
MARIE VON EBNER-ESCHENBACH



Schicksal und Wille stets in Fehden,
So dass der Wille sich am Schicksal bricht,
Nur der Gedank' ist dein, der Ausgang nicht.
WILLIAM SHAKESPEARE, »HAMLET«



Wenn wir ständig darauf Rücksicht nehmen würden,
was realistisch ist und was nicht –
was würde dann aus der Gurkentrompete?
MARK EVANS, »BLEAK EXPECTATIONS«

19. September 2009

Hallo, Du!

Ich habe keine Ahnung, wer Du bist – aber ich weiß, dass es Dich gibt. Irgendwo da draußen bist Du. Ich schreibe Dir, weil ich nicht weiß, an wen sonst ich diesen Brief richten könnte. Ich weiß nur, dass er unbedingt geschrieben werden muss.

Ich vermute, er wird ziemlich lang werden, dieser Brief. Ich habe einiges zu erklären. Oder nein – das ist falsch. Ich kann gar nichts erklären, weil ich nämlich gar nichts verstanden habe. Das ist ja mein Problem.

Genau genommen geht's darum in diesem Brief: um das Verstehenwollen. Ich will verstehen, warum ich mit meinen fast vierzig Jahren da bin, wo ich gerade bin, und die Dinge so laufen, wie sie laufen. Sie laufen übrigens nicht mal ansatzweise so, wie ich es gerne hätte.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich diesen Brief zu spät schreibe. Dass ich schon viel früher über mein Leben hätte nachdenken müssen. Aber ich bin ja oft zu spät. Wenn ich so darüber nachdenke, bin ich eigentlich niemals pünktlich. Aber ich kann nichts dafür: Für meine innere Uhr gibt es einfach keine passende Batterie. Und wenn es doch eine geben sollte, dann wird sie heimtückischerweise von irgendjemandem vor mir versteckt. Ich bin nie dann dort, wo ich wann eigentlich sein sollte.

Ich verrate Dir ein Geheimnis. Du wirst es vielleicht für

typisch weibliches Gefasel halten, für östrogenen Unfug. Aber ich meine es absolut ernst: Die Tatsache, dass die Zeit und ich auf Kriegsfuß stehen, dass ich ständig etwas zu verpassen scheine und ich mein Dasein vom ersten Tag an auf einem verschlungenen und holprigen Trampelpfad durchschreiten musste, anstatt den Luxus eines geradlinigen, sorgfältig asphaltierten und gut ausgeschilderten Lebensweges genießen zu dürfen, ist kein Zufall. Es ist Schicksal! Ja, genau: das große, gruselige S-Wort!

Vielleicht glaubst Du nicht an so etwas. An Dinge, die größer sind als wir und die wir niemals verstehen werden. An Mächte, die uns lenken und formen. Aber ich weiß, dass es so etwas gibt! Mein Schicksal hat vom ersten Tag an enorme Energie darauf verwandt, mich von etwas oder jemandem abzulenken. Ich spüre es tief in meinem Innersten: Fast vierzig Jahre lang bin ich von einer verpassten Chance zur nächsten gestolpert. Irgendetwas Großes, Mächtiges und Wunderbares wurde mir bislang von der Vorsehung böswillig vorenthalten. Es ist, als ob ich durch eines dieser vermaledeiten Spiegelkabinette auf dem Rummelplatz irre, immer wieder gegen eine heimtückisch polierte Scheibe stoße, mich von den glänzenden Spiegelflächen auf falsche Führten leiten lasse, im Kreis laufe und permanent die falsche Abzweigung nehme. Ich komme nirgendwo an und sehe immer bloß mich selbst – orientierungslos und stetig alternd. Dabei weiß ich ganz genau: Irgendwo geht's raus aus diesem ersten Raum meines Lebens, in dem ich mich schon viel zu lange aufhalte. Irgendwo geht's weiter. Muss ja.

Ich habe beschlossen, Dir meine ganze Geschichte zu erzählen. Ich hoffe, mein Leben wird Dich nicht allzu sehr verwirren, obwohl es zweifelsohne einige Ungereimtheiten und Widersprüche aufzuweisen hat. Und das sogar gleich schon zu Beginn.

Kapitel 1

1970

Ich kam zu früh. Drei Wochen zu früh, um genau zu sein. Unerklärlicherweise und völlig meinem Charakter widersprechend verspürte ich im spätfötalen Stadium das unbändige Bedürfnis, nicht länger warten oder trödeln zu wollen, sondern endlich geboren zu werden.

Meine Mama befand sich gerade im Hamburger Stadtpark, als ich meine erste energische Attacke in Richtung Geburtskanal startete. Sie stand auf der Wiese nahe dem Planetarium und machte Tai-Chi. Schattenboxen. Heute macht das jede fünfte Hausfrau im Wohnzimmer, während dazu in der Glotze der Shoppingkanal flimmert, aber 1970 war das noch etwas sehr Exotisches. Mama versucht stets, sich mit dem Schöpfungskreislauf der Erde in Einklang zu bringen, und hatte in einem ihrer zahllosen spirituellen Bücher gelesen, dass das am besten zu bewerkstelligen sei, wenn man sich auf ein Bein stellte, im Zeitlupentempo die Arme schwenkte, als würde man eine Schildkröten-La-Ola vollführen, und dabei durch nur minimal geöffnete Lippen, mehr aus dem Bauch als aus der Lunge heraus, ein tantrisches *Ommmm* entweichen ließ. Und das alles bitte schön so naturnah und frischluftig wie möglich.

Da Mama aber zu diesem Zeitpunkt einen Bauch mit sich herumschleppte, der in Form und Gewicht an einen VW-Käfer erinnerte, musste sie sich, während sie auf einem

Bein in der sogenannten Kranichstellung verharrte, mit einer Hand an einem Mülleimer festhalten, den sie von der Seite einer nahe gelegenen Parkbank mühsam auf die Wiese gezerrt hatte. Mit der anderen Hand wedelte Mutti träge herum, als wolle sie ganz langsam eine imaginäre Scheibe putzen oder antriebsarme Insekten verscheuchen. Das rituelle *Ommmm*, das sie würdevoll summen sollte, verwandelte sich angesichts ihrer generellen Anspannung, Kurzatmigkeit und (Gleich)Gewichtsproblematik in ein ziemlich erbärmliches und unmelodisch gekeuchtes *Ömmmmpf*.

Da stand sie also, meine wuchtbrummige Mutter, in ihrem orangefarbenen Batikkleid, mit den langen, hennaroten Haaren, in die sie sich feine Zöpfe und Perlenfäden geflochten hatte, mit ihren selbstgefertigten Ohrringen und den indischen Stoffschuhen – und klappte fast zusammen, als ich sie ohne Vorwarnung mit der ersten Wehe überraschte.

Es war sieben Uhr morgens. Der Stadtpark war menschenleer. Niemand war in Sicht, der ihr in dieser prekären Situation zur Seite stehen konnte. Meine Mutter war klug genug, sich in ihrem Zustand nicht hinter das Lenkrad ihres klapprigen VW-Busses setzen zu wollen, der noch dazu ziemlich weit entfernt auf einem Parkplatz stand und, nebenbei bemerkt, die handgemalte Aufschrift *Traumwolke – Der Laden für Schmuck, Tee und Klamotten* trug. Sie setzte sich stattdessen mit stampfenden, schwankenden Schritten in Bewegung. Ihre riesigen Ohrringe und die kleinen Glöckchen an ihrer Fußkette bimmelten und klimperten, während sie zum Planetarium stampfte. Hinter der Sternwarte war die nächstgelegene Straße. Und auf dieser Straße würde sie sicher jemanden finden, der ihr half.

Der Weg dorthin erschien meiner Mutter wie die Besteigung eines Mittelgebirgszuges. Immer wieder musste sie innehalten, sich an einem Baum oder einem Laternenpfahl abstützen und die internen Schläge und Stöße, die ich ihr verpasste, aushalten, ohne zusammenzubrechen. Als Mama nach einer Viertelstunde endlich die Hindenburgstraße erreichte, lief ihr das Fruchtwasser am Bein hinunter. Vor ihr brauste, im krassen Gegensatz zur meditativen Einsamkeit des Stadtparks, eine lange und laute Autokarawane vorbei. Menschen auf dem Weg zur Arbeit. Das war die Rettung!

Oder auch nicht.

Als meine Mutter brüllend aus dem Gebüsch auf die Straße stampfte wie eine wuchtige Naturgewalt, muss das ein wenig ausgesehen haben wie das Kino-Monster Godzilla, wenn es massig und tobend auf der Hügelkette über Tokio auftaucht, bereit, die ganze Stadt in Schutt und Asche zu legen.

»Ich bin schwanger!«, schrie meine Mutter den vorbeibrausenden Autos zu. »Ich bekomme ein Kind!«



Auf dem Weg zur Entbindungsklinik, erzählten mir meine Eltern, wären wir alle beinahe gestorben. Eine dicke, laut brüllende und offenbar verrückte Frau in einem bizarr bunten Kleid war plötzlich aus dem Dickicht neben der Straße hervorgebrochen und hatte sich direkt vor die Autos zu stürzen gedroht.

»Halt!«, schrie meine Mutter laut. »Um Himmels willen, Peter! Bremsen!« Doch mein Vater gab stattdessen Gas und zischte so schnell an der Frau vorbei, dass meine Mutter kaum ihr Gesicht erkennen konnte. Mit seinen stählernen

Nerven und seiner nüchternen Einschätzung der Situation hat mein Vater damals vermutlich einen tödlichen Auffahrunfall verhindert, in den nach dem Dominoprinzip locker ein Dutzend Wagen hätte verwickelt werden können. Das war typisch für ihn. Mein Vater verlor nie den Überblick, reagierte immer richtig und wusste stets, was zu tun ist. Er war der präziseste und logischste Mensch der Welt. Von ihm habe ich meine fast schon manische Pünktlichkeit geerbt. Und meine erbarmungslose Logik.

Als mein Papi damals erfuhr, dass seine Frau schwanger war, hatte er sich natürlich zuerst einmal gefreut. Dann aber machte er sich unverzüglich daran, alles zu organisieren. Meine Mutter bekam bereits in der achten Schwangerschaftswoche eine von ihm sorgfältig ausgearbeitete Tabelle überreicht, in der jeweils links die Prämisse stand und rechts die logische Schlussfolgerung daraus. In Zeile 7 stand zum Beispiel: *Ich leide unter Sodbrennen und/oder Durchfall*. Rechts hatte er die konsequent daraus resultierende Handlung aufgeführt: *Weniger Gewürze, keine Schokolade*.

Als mein Vater viele Jahre später seinen ersten Computer kaufte und zum ersten Mal die tabellarischen Wunder des Excel-Programms zu Gesicht bekam, war das vermutlich einer der schönsten Momente seines Lebens. Die Schwangerschaftstabelle meiner Mutter war von ihm allerdings noch sorgfältig mit Bleistift und Lineal angefertigt worden. Sie umfasste insgesamt 19 Zeilen. In Zeile 19 war links zu lesen: *Wehen in Abständen von weniger als 15 Minuten*. Und rechts daneben: *Es geht los. Ab ins Krankenhaus*.

Als meine Eltern in der Klinik von Hamburg-Barmbek eintrafen, setzte mein Vater seine schnaufende Gattin auf einen Stuhl, ging zum Aufnahmeschalter und überreichte der diensthabenden Schwester ein kleines Klarsichtmäppchen, das alles enthielt, was für das Krankenhaus auch nur im

Entferntesten von Interesse sein konnte: die Unterlagen der Krankenkasse, Mamas letzten Untersuchungsbefund vom Arzt, ein kurze Liste ihrer bekannten Allergien (Südfrüchte und Jasmin) und einen Zettel voller Telefonnummern, unter denen man ihn im Falle eines hoffentlich niemals eintretenden Unglücks erreichen könne; darauf stand die Privatnummer meiner Eltern, die Nummer der Versicherungsagentur, in der mein Vater arbeitete und sicherheitshalber auch noch die Nummer seiner Eltern, meiner zukünftigen Großeltern, die zwar in Bad Kissingen lebten, aber dennoch, sollte er nicht erreichbar sein, wichtige Entscheidungen treffen könnten.

»Ich liebe dich«, sagte er dann zu meiner Mutter, die sich schwankend erhob, gab ihr einen Kuss und nahm dann auf ebenjenem Stuhl Platz, auf dem kurz zuvor noch seine Frau gesessen hatte. Meine Mutter wurde von einer Krankenschwester in den Kreißsaal gebracht, der damals tatsächlich noch ein Saal war. Drei Frauen brüllten sich darin zeitgleich die Seele aus dem Leib, während sie ihre Kinder herauspressten. Einzig dünne Vorhänge zwischen den Betten simulierten so etwas wie eine Privatsphäre. Männer waren im Kreißsaal nicht erwünscht. Außer Ärzten natürlich.

Mein Vater saß also im Krankenhausflur auf einem Stuhl und schaute auf seine Armbanduhr. Danach holte er ein dickes Buch aus seiner Aktentasche, die er wohlweislich mitgenommen hatte, seufzte einmal und begann zu lesen. Die durchschnittliche Zeitspanne von der Einlieferung ins Krankenhaus bis zur tatsächlichen Entbindung lag bei Erstgebärenden bei 6,4 Stunden. Das hatte er zuvor in Erfahrung gebracht.



»Das darf doch nicht wahr sein!«, brüllte meine Mutter, nachdem sie fast fünf Minuten lang an der Hindenburgstraße hin und her gerannt war, mit den Armen gewedelt, hysterisch gekreisch und verzweifelt versucht hatte, eines der vorbeibrausenden Autos anzuhalten. Warum stoppte niemand? Was waren das für Menschen, die eine hochschwangere und verzweifelte Frau einfach so ihrem Schicksal überließen? Doch dann hatte meine Mutter plötzlich die Eingebung, dass die Autofahrer sich ihrer dramatischen Situation vielleicht gar nicht bewusst waren. Die hatten keine Ahnung, dass sie kurz davor war, ein Kind zu bekommen. Vielleicht dachten diese Leute, sie wäre bloß dick, nicht im neunten Monat, und obendrein ein bisschen gaga. Also raffte Mama kurz entschlossen ihr dünnes Batikkleid und hob es hoch, so dass die Welt ihren nackten, monströs runden und hoffentlich alles erklärenden Bauch sehen konnte, in dem ich gerade nach Herzenslust randalierte. Dass die Autofahrer unterhalb des Bauches ihren geräumigen Frotteeslip sahen, kümmerte sie vermutlich nicht. Ich bezweifle, dass diese exhibitionistische Aktion sie weniger verrückt erscheinen ließ.

Als sie so dastand, die Unterseite des Kleides vor ihrem Gesicht und Wildfremden ihren Berg von Bauch präsentierend, bescherte ich ihr eine erneute, energische Wehe. Mama rollte mit den Augen und kippte um wie ein gefälltter Baum. Ein Taxifahrer, der das beobachtete, bremste nun tatsächlich ab, scherte nach rechts aus und kam mit seinem Wagen auf dem Gehweg zum Stehen. Er sprang aus dem Auto und rannte auf meine am Boden liegende Walfischmutter zu, die ihn mit den wenig freundlichen Worten begrüßte: »Das wurde ja auch Zeit.«

Der Taxifahrer war ein kräftiger Mann und gab sein Bestes, um meine Mutter anzuheben. Doch erst als noch zwei

weitere Autofahrer anhielten und dem ächzenden Taxifahrer zu Hilfe eilten, war es möglich, Moby Mama zu dessen Auto zu schaffen. Als meine Mutter sah, um was für eine Art von Wagen es sich handelte, keuchte sie entschuldigend: »Oh, ein Taxi. Das tut mir aber leid. Ich habe gar kein Geld dabei.«

»Das ist gerade das geringste Problem«, keuchte der Fahrer angestrengt. Die drei Männer wuchteten meine Mutter auf den Rücksitz, was erst funktionierte, nachdem der inzwischen schweißtriefende Taxichauffeur den Beifahrersitz bis zum Anschlag nach vorne gezogen hatte. Dann hielt einer der drei Samariter plötzlich inne, zeigte auf einen Fleck auf dem Sitzpolster und fragte erschrocken: »Ist das Blut?« Im gleichen Moment stieß meine Mutter einen Schrei aus, der die Scheiben des Wagens zum Vibrieren brachte. »Es kommt!«, kreischte sie. »Mein Kind kommt!«



»Mark«, sagte meine Mutter zärtlich und streichelte sanft meinen Hinterkopf. Ich lag eingewickelt in eine Decke auf ihrem Bauch, frisch gewaschen und erstaunlich unrunzlig, und suchte mit dem Mund ihre Brustwarze. »Mein kleiner Mark!«

Ich wurde zum ersten Mal mit Muttermilch versorgt. Dafür hatte mich die Schwester mitsamt der Plastikwiege, in der ich lag, ins Zimmer meiner Mutter gerollt und mich dann bei ihr angedockt. Drive-in-Stillen sozusagen. Hatte ich genug getrunken, würde sie mich zurückrollen in den Raum, in dem alle Säuglinge nebeneinander in ihren Plastikschalen lagen, wie kleine Rollbraten in der Vitrine eines Fleischereifachgeschäfts. Anfang der 70er Jahre gaben sich

Entbindungskliniken aus unerklärlichen Gründen die denkbar größte Mühe, einen allzu engen Kontakt zwischen Babys und ihren Eltern zu verhindern. Trotzdem gab es sie, diese intimen, familiären Glücksmomente.

Wahrscheinlich sahen wir drei in dem schmucken Zweibettzimmer der Wöchnerinnenstation aus wie die kitschige Illustration in einer Broschüre über das Glück der deutschen Kleinfamilie: Mein Vater saß in seinem dunkelgrauen Anzug auf einem Stuhl neben dem Bett, hielt die Hand meiner Mutter und strahlte über das ganze Gesicht. Meine Eltern waren vielleicht keine sehr spannenden Menschen, allzu konservativ und von einer wenig einnehmenden deutschen Gründlichkeit und Rationalität geprägt – aber sie liebten einander und mich mit der gleichen Hingabe, mit der sie ansonsten planten und organisierten. Ich war ein Wunschkind: Aufrichtig gewollt, und ganz bewusst an einem von meinem Vater ausgerechneten, besonders empfängnisbereiten Tag gezeugt. Im Moment dieser schnappschussartigen Idylle schoben zwei Pfleger eilig eine Trage durch den Flur an der offenen Tür unseres Zimmers vorbei. Darauf lag eine Frau in einem grellbunten Kleid, die aus ganzem Herzen lachte.

»Das ist doch die Verrückte aus dem Stadtpark!«, staunte mein Vater. »So ein Kleid gibt's garantiert nicht zweimal.«

»Was ist das denn für eine?«, fragte meine Mutter eine Krankenschwester, die gerade zu uns ins Zimmer kam.

»Die hat ihr Kind eben im Taxi bekommen«, lächelte die Schwester. »Ein gesundes Mädchen. Aber die Mutter ist total fertig. Der Arzt hat ihr Schmerzmittel gespritzt und jetzt lacht sie die ganze Zeit. Zwischendurch singt sie auch. *California Dreaming*.« Als das gackernde Gelächter der Frau aus der Ferne des Flurs zu uns drang, musste die Schwester lächeln: »Ein ziemlich verrücktes Huhn, diese Frau. Das

pure Chaos. Wir müssen sie gerade aus ihrem ersten Zimmer in ein anderes verlegen.«

Mein Vater warf einen Blick auf das zweite, leerstehende Bett neben dem, in dem meine Mutter mit mir lag, griff schnell in die Brusttasche seines Sakkos und holte einen Zwanzig-Mark-Schein heraus, den er der Schwester reichte. »Bitte sorgen Sie dafür, dass sie nicht in das Zimmer meiner Frau gelegt wird«, bat er sie. »Meine Frau braucht ihre Ruhe.«

Die Krankenschwester lächelte, steckte den Schein in die Tasche ihres Kittels und sagte: »Das wird sich wohl machen lassen. Danke schön.« Bevor sie die Tür hinter sich schloss, dröhnte noch ein »*I'd be safe and warm/if I was in L.A.*« durch den Gang.